**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 46 (1989)

**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen

**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Buchbesprechungen

*Glasperlen der vorrömischen Eisenzeit II.* Nach Unterlagen von THEA ELISABETH HAEVERNICK mit Beiträgen von C. DOBIAT, H. MATTHÄUS, B. RAFTERY und J. HENDERSON. Marburger Studien zur Vor- und Frühgeschichte, Band 9. (Dr. Wolfram Hitzeroth Verlag, Marburg/Lahn 1987.) 124 S., 26 Abb., 5 Tafeln und 15 Karten.

Die Publikation *Ringaugenperlen und verwandte Perlengruppen* ist als zweiter Band einer Reihe erschienen, in der die Glasperlen der vorrömischen Eisenzeit Europas vorgestellt werden. Dieser Publikation ging eine Arbeit über Perlen mit Zickzackzier voraus. Ein dritter Band hat die Schichtaugenperlen zum Thema und wird in absehbarer Zeit ebenfalls erscheinen. Als Grundlage für alle diese Publikationen dienten mit wenigen Ausnahmen die Notizen von Thea Elisabeth Haevernick, die bei ihren ausgedehnten Museumsreisen durch ganz Europa, nach Nordafrika, in die Sowjetunion, nach Vorderasien bis in den Iran entstanden waren.

Schon im Vorwort des Herausgebers und Mitautors Claus Dobiat wird aber klargestellt, dass den Fragen der Herkunft, der Verbreitung und Zeitstellung dieser Perlentypen insofern schwierig nachzugehen war, als Frau Haevernick sehr selektiv, und offenbar eigenen Interessen nachgehend die Perlen jeweils nur skizzierte und mit wenigen Angaben versah; der zugehörige Fundverband blieb dabei meist unberücksichtigt. Trotz dieser Mängel ist die umfassende Materialsammlung von Frau Haevernick als Grundlage für weitere Forschungen über die frühe Glasherstellung in Europa bedeutend.

Wie schon der Titel aussagt, sind in diesem 2. Band vorerst die Glasperlen mit Ringaugenverzierung Objekt der Untersuchung. Im Unterschied zu den ebenfalls hallstattzeitlichen Perlen mit Zickzackeinlagen sind für diese meist kugeligen Glasperlen kleine, zu Kreisen geformte Fäden aus andersfarbigem, am häufigsten aus gelbem oder auch weissem Glas, charakteristisch. Ursprünglich wurden nur Perlen mit meist drei nebeneinander gereihten Ringeinlagen als Ringaugenperlen bezeichnet. Als mit den Ringaugenperlen verwandt werden in erster Linie die grossen, kugeligen blauen oder dunklen Perlen bezeichnet, die mit mehreren Gruppen konzentrischer Ringe versehen sind. Diese Verzierungsart ist auch der Grund, warum Dreikant-, Vierkant- und auch sternförmige Perlen mit den Ringaugenperlen in Zusammenhang gebracht werden. Nicht nur die Verzierungstechnik, sondern auch die für die Produktion verwendete Glasmasse scheint bei dieser ganzen Reihe verschieden geformter Perlen durchaus vergleichbar zu sein. Allerdings fehlen bis heute jegliche Angaben über eine analytisch bestimmte Zusammensetzung der Grundmasse, welche auf eventuelle Unterschiede oder Ähnlichkeiten in der Perlenproduktion in einzelnen Regionen und während verschiedener Zeitstufen hinweisen könnten.

In Form und Verzierung ganz anders aussehende Glasperlen, namentlich die kugeligen, die doppelkonischen oder die spinnwirtelförmigen Perlen mit Zickzackbändchen und umlaufenden ringförmigen Einlagen, oder Perlen mit Längsrippung, die vor allem als Fibelbügelbesatz Verwendung fanden, sowie Röhrenperlen sind auf Grund der gleichartigen Glasmassen und der Verzierungstechnik ebenfalls an die Seite der Ringaugenperlen zu stellen. Auf der Farbtafel 1 sind mit jeweils einem Exemplar Vertreter aller hier zur Diskussion stehenden Perlenvarianten abgebildet.

Auf knapp 33 Seiten werden die charakteristischen Züge der einzelnen Perlenvarianten abgehandelt, ihre Verbreitung in Europa und in den angrenzenden afrikanischen und asiatischen Gebieten auf 15 Karten dargestellt und die zeitliche Stellung während der frühen Eisenzeit bzw. vom ausgehenden 9. bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. begründet.

Bei der Aufteilung der Ringaugenperlen in einzelne Varianten war ihre Farbe, soweit erkennbar, bestimmend: blaue oder «dunkle» Farbe des Glases und weisse oder gelbe Farben für die Verzierung. Anders als bei den stets gedrückt kugeligen Ringaugenperlen wurden bei weiteren, mit dieser Gruppe durch verwendete Glasmasse und Verzierungsart verwandten Perlen auch die vielfältigen Formen als typbestimmend gewertet.

Auf der ersten Seite des Katalogs werden alle diese Perlenvarianten einzeln genannt und weitere wichtige Hinweise für die Benutzung des etwa 70 Seiten umfassenden Katalogs gegeben.

Die Verbreitung der Ringaugenperlen und ihre zeitliche Stellung hat Hartmut Matthäus untersucht und dabei festgestellt, dass ihre Verbreitung als gesamteuropäisch bezeichnet werden darf; die Hauptverbreitungsgebiete sind, wie die Fundpunktdichte auf den Karten 1–5 zeigt, Mittel- und Oberitalien, aber auch der slowenisch-kroatische Raum. Allerdings erlaubt es der gewählte Kartenausschnitt nicht immer, die vollständige Verbreitung der im Katalog aufgelisteten Fundorte im südlichen und östlichen Mittelmeerraum darzustellen. Ein Verweis im Katalog auf die Nummer der entsprechenden Verbreitungskarten wäre für den Leser von grossem Nutzen.

Bei einer ersten Durchsicht der Ringaugenperlen, insbesondere der italienischen, konnte Matthäus feststellen, dass, je nach Fundort, die eine oder andere Farbvariante der Glasmassen oder der Glasfädchen für die Verzierungen bevorzugt worden war, ohne dass es bis heute gelungen wäre, Gründe dafür ausfindig zu machen. Das Vorkommen von Perlen in Form von Ketten im einen, oder ausschliesslich im Zusammenhang mit Nadeln in einem anderen Gebiet ist hingegen sicherlich auf Trachtunterschiede in den einzelnen Regionen Mittelitaliens zurückzuführen. Diese und ähnliche Hinweise, so etwa über die an gewissen Fundorten gleichmässige Verteilung der Perlenbeigaben in den Gräbern von Personen beiderlei Geschlechts oder von Angehörigen verschiedener sozialer Schichten sind sicher von Interesse; sie aber vollumfänglich zu untersuchen, wäre kaum möglich, ohne den Rahmen dieser Publikation zu sprengen. «Hier sollte zunächst nur ein erster Katalog mit seiner Bekanntgabe des Materials vorgenommen werden» (Matthäus, S. 11).

Über die Frage der zeitlichen Stellung der Ringaugenperlen wird nur kurz berichtet; es werden jedoch massgebende Arbeiten zu diesem Thema genannt. Evidenzen für die Datierung dieser Perlengruppe zur Hauptsache in die frühe Eisenzeit Italiens haben

vor allem Ausgrabungen neueren Datums im Gräberfeld «Quattro Fontanili» bei Veii geliefert. Dort sollen die Ringaugenperlen kurz nach 800 v. Chr. einsetzen. Zu etwa den selben Daten kommt man auch in anderen Nekropolen Etruriens, ebenso in Rom oder in den nördlich gelegenen Fundstellen Bologna und Este. Die ältesten Glasperlenfunde in Italien scheinen aber aus Latium zu stammen, wo sie erstmals gegen 900 v. Chr. auftauchen. Dabei handelt es sich um eine ganz besondere, feine Form der Ringaugenperlen.

Für die wenigen, nördlich der Alpen vorhandenen Ringaugenperlen zeigen sich im Vergleich mit Italien aus chronologischer Sicht keine Abweichungen; die Ringaugenperlen erscheinen auch hier in der späten Urnenfelderzeit und sind wiederholt in Gräbern der frühen Eisenzeit (Stufe Ha C) im 7. Jahrhundert v. Chr. angetroffen worden. Die Perlen aus Magdalenenberg bei Villingen (Baden-Württemberg) sind m. E. nur schwerlich in eine frühe Stufe der Hallstattzeit zu datieren. Dass sie dort erst während des 6. Jahrhunderts v. Chr. in den Boden kamen, ist jedenfalls sehr wahrscheinlich. Die Perlen aus Magdalenenberg sind auch am ehesten im Zusammenhang mit der späthallstattzeitlichen Perlenproduktion im jugoslawischen Raum zu sehen. Übrigens weist auch eine Dragofibel aus Magdalenenberg in die gleiche Richtung. Dass es offenbar in Europa vereinzelt zu Beginn der Latènezeit oder sogar noch in der römischen Kaiserzeit formal vergleichbare Ringaugenperlen gibt, ist nicht von der Hand zu weisen.

In adäquater Weise hat Claus Dobiat die verschiedenen Perlenvarianten mit konzentrischen Ringen präsentiert. Diese ebenfalls kugeligen, aus farbigem oder bei niedrigen Temperaturen geschmolzenem Glas - «Fritte» - hergestellten Perlen mit meist gelben konzentrischen Ringen, Zickzack- und Punkteinlagen kommen im Unterschied zu den «echten» Ringaugenperlen so oft in Westjugoslawien vor, dass sie von Frau Haevernick, nach einer Nekropole in Kroatien, auch «Kompolje Perlen» genannt wurden. Die Gesamtverbreitung der runden Perlen mit konzentrischen Ringen, auf Karte 6 dargestellt, zeigt aber die weite Streuung dieses Perlentyps in Mitteleuropa, von Italien und Griechenland bis nach Kleinasien und Zypern. Wenn man auch hier die Punktekonzentration in den Vordergrund stellt, weisen die Verbreitungskarten 7, 8 bzw. 12 und 13 durchaus auf die Möglichkeit hin, dass Perlen mit konzentrischen Ringen, Zickzack- und Punktverzierung im japodischen Gebiet in Kroatien hergestellt wurden, die Dreikantperlen hingegen zur Hauptsache im griechisch-ägäischen Raum. Dass Dreikantperlen verhältnismässig häufiger in Cumae als im sonstigen Italien auftreten, ist durchaus zu verstehen, war doch Cumae die älteste griechische Kolonie Italiens. Als Ursprungsland der Fibelbügelperlen käme, geht man vom gleichen Standpunkt aus, Italien in Frage (Fundorte insbesondere in Etrurien oder auch Bologna und Este). In Anbetracht der weiten Verbreitung der hier zur Diskussion stehenden Perlen war ihre Produktion kaum auf einzelne Zentren und Gebiete beschränkt. «Solche weit verbreiteten Perlenvarianten wurden offensichtlich lokal in vielen Gebieten, die eine Glasproduktion zuliessen, hergestellt.» (Dobiat, S. 30). Für einzelne Gebiete sicher charakteristisch bleibt auch hier eher die Tragweise der Perlen: in der japodischen Tracht wurden die Perlen mit konzentrischen Kreisen zur Hauptsache auf die Fibelbügel oder gelegentlich auf die Fibelnadel aufgezogen. In Italien, namentlich in Este und insbesondere in Bologna, wurden die Glasperlen im allgemeinen wie auch die Ringaugenperlen als Nadelköpfe verwendet.

Über die Verbreitung, Verwendung und Tragweise der Perlen sowie vor allem über ihre Datierungen haben die Autoren wertvolle Hinweise zusammengetragen. Dieser Band wird dem an der Sache Interessierten sicherlich lesenswert erscheinen, auch wenn es dem Leser nicht immer leicht gemacht wird, sich, der Dichte der einzelnen Informationen wegen, ohne grossen Zeitaufwand einen Überblick über die hier zur Diskussion stehenden Glasperlen in Europa zu verschaffen. Die Autoren haben jedenfalls ihr Ziel, eine erste Grundlage für die weitere, von Frau Thea Elisabeth Haevernick angeregte Erforschung der Glasperlenproduktion Europas zu liefern, erreicht.

Der Beitrag von Barry Raftery über einige wenige verzierte Glasperlen vom Typ mit Ringaugen und konzentrischen Ringen, die mit einer ganzen Menge unverzierter Glasperlen in der befestigten Höhensiedlung von Rathgall (Co. Wicklow) in Irland zum Vorschein gekommen waren, ist sicher von grossem Interesse, da zur späten Bronzezeit in Westeuropa, namentlich in Frankreich und auch auf der Iberischen Halbinsel die Glasperlen eine noch grössere Rarität waren als in Nordeuropa. Im Unterschied zu den Perlenfunden in Mitteleuropa und im Mittelmeerraum, die mit wenigen Ausnahmen alle aus Gräbern stammen, wurden die irischen Perlen in einer Siedlung gefunden. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, die Glasperlen nicht nur durch archäologische Evidenzen in die späte Bronzezeit Irlands zu datieren, sondern ihr Vorkommen in Irland in der Zeit zwischen 900 und 500 v. Chr. mit der C14-Methode mindestens einzugrenzen. Am interessantesten ist aber die Entdeckung der Menge von 88 Glasperlen in Irland. Da stellt sich nämlich die Frage, ob es sich hier um eine eigenständige, irische Glasperlenproduktion handelt oder um Importe. Bei solchen Fragen bedeuten die Untersuchungen des Materials und der Herstellungstechniken einen ersten wichtigen Schritt. In diese Richtung gehen denn auch die an den Perlen von Rathgall unternommenen Untersuchungen von Julian Henderson.

*Röntgenfluoreszenzanalysen:* Für die Durchführung der Analysen wurde ein EDAX-Röntgenfluoreszenz-System verwendet, welches eine zerstörungsfreie Oberflächenanalyse erlaubt. Damit wurden Matrix und Verzierung der Glasperlen auf die zwölf Hauptelemente analysiert.

Alle sieben Resultate zeigen einen tiefen Magnesium- und einen hohen Kaliumgehalt. Dies ist über ein weites Gebiet typisch für das Glas des ersten und zweiten Jahrtausends v. Chr. Aussergewöhnlich für diese Zeitspanne, zu welcher auch die hier vorliegenden Perlen gehören, ist jedoch ihr tiefer Kalziumgehalt. Als Flussmittel schlägt Henderson den Gebrauch von Pflanzenasche vor und zitiert analytische und experimentelle Vergleiche.

Die in allen Perlen auftretenden tiefen Manganwerte waren zu erwarten, da erst im ersten Jahrhundert v. Chr. ein Wechsel von Antimon zu Mangan als Entfärbungszusatz erfolgte. Antimonentfärbte Gläser sind typisch für die europäische Bronzezeit. Henderson zögert trotzdem, die vorliegenden Glasperlen dem Typ Antimonglas zuzurechnen, da ihre Antimongehalte stark variieren und je nachdem zur Entfärbung oder Trübung gedient haben könnten.

Als Hauptfarbstoff wirkt in allen Glasperlen Kupferoxid. Die Anwesenheit von Zinn lässt vermuten, dass Kupfer in Form von Bronze in die Schmelze gelangte. Eisen hat einen allgemein abdunkelnden Effekt. Nebst Antimon könnte auch Blei eine chronologische Bedeutung haben. Mit dem Einschmelzen älterer Gläser ist jedoch zu rechnen und so reichen die bisherigen Untersuchungen nicht aus, um klar definierte Zusammensetzungen bestimmten Epochen zuschreiben zu können. Für eine umfassendere Beweisführung müssten materialzerstörende Analysen durchgeführt werden.

Die archäologische Bedeutung der Analysen ergibt sich daraus, dass sie das grösste publizierte Ensemble von datierten Gläsern mit niedrigem Magnesium- und hohem Kaliumgehalt aus einem einzelnen westeuropäischen Fundort bilden. Ihre Interpretation bezüglich der Verbreitung der Idee der Technologie oder des Fertigobjekts ist jedoch schwierig. Als Ausnahmen könnten diese Glasperlen mit ihren tiefen MgO und CaO-Gehalten aus Mesopotamien importiert oder aus importiertem Material in Europa gefertigt worden sein. Die Kombination von Typologie und Technologie der Glasperlen lässt für Henderson eher auf eine europäische Herkunft

schliessen. Ohne die entsprechenden Werkstattfunde sollte jedoch vorsichtig umgegangen werden mit der Zuweisung von Glasproduktion in bestimmte Gebiete. Eine Fundkonzentration charakteristischer Fertigprodukte genügt dazu nicht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Oberflächenanalyse sicher den richtigen ersten Schritt des analytischen Vorgehens darstellt. Was die Aussagekraft der Resultate anbelangt, stösst man damit jedoch bald an Grenzen. So erscheint das Ziel, anhand der chemischen Zusammensetzung prähistorisches Glas datieren zu können, noch in weiter Ferne. Die technologischen Hinweise im Katalog geben deshalb ebensowichtige Anhaltspunkte zur Entwicklung der Glastechnologie wie die chemischen Analysen. Dies kommt deutlich in den Interpretationen zum Ausdruck, welche Henderson unter «archaeological significance» präsentiert: Ihren spekulativen Charakter behalten sie auch mit den chemischen Analysen.

*Biljana Schmid-Sikimić*
*und Walter Fasnacht*

*

WALTER DRACK und RUDOLF FELLMANN: *Die Römer in der Schweiz.* (Konrad Theiss-Verlag, Stuttgart und Raggi-Verlag, Jona 1988.) 646 S., 536 Abb. im Text, 24 Farbtafeln, Indices.

Das neue Buch - der Titel macht es deutlich - knüpft an die übrigen Werke mit ähnlicher Überschrift an, die in den vergangenen Jahren im Theiss-Verlag erschienen sind (Die Römer in Baden-Württemberg, Die Römer in Hessen usw.) und weist eine sehr ähnliche formale Gestaltung auf. Diese überzeugt durch sorgfältige Ausstattung, reiches und auch farbiges Abbildungsmaterial und nicht zuletzt praktisches Format und findet bei Wissenschaft und Publikum gleichermassen Anklang. Die beiden Autoren haben sich die Arbeit zum Thema geteilt. Im Unterschied zu den anderen Bänden ähnlichen Titels zur Geschichte der Römer auf deutschem Boden, waren in der Schweiz zwei Wissenschaftler willens, im Alleingang die ganze Arbeit zu leisten: R. Fellmann hat dabei den eigentlichen Text, der rund die Hälfte des Buches einnimmt und reich illustriert ist, verfasst. W. Drack hat den ebenfalls bebilderten, 201 Fundstellen, davon auch 5 des benachbarten Auslandes, umfassenden, alphabetisch geordneten Fundstellenkatalog betreut. In einem Anhang helfen Anmerkungen zum Textteil, eine Zeittafel und verschiedene Indices dem Leser, sich in die Materie zu vertiefen. Tabellarisch werden Inschriften ausserhalb der Museen, Meilensteininschriften und die überlieferten römerzeitlichen Ortsnamen der Schweiz aufgelistet, im weiteren findet man eine umfangreiche Liste von schweizerischen Museen, in denen römische Funde aufbewahrt werden.

Fellmann zeichnet das Bild der «römischen Schweiz», indem er im wesentlichen der chronologischen Achse von der zweiten Hälfte des 1. Jhs. v. Chr. bis ins 5. Jh. n. Chr. folgt. Neben vier chronologisch der Ereignisgeschichte gewidmeten Kapiteln, werden in sieben thematischen Abschnitten, die allgemeinen Aspekte des Lebens im Gebiet der heutigen Schweiz während der Zugehörigkeit zum römischen Reich behandelt. Dabei wird auch der private Bereich ausführlich vorgestellt und alltäglichen Dingen wie «Essen und Trinken», «Sprache und Bildung» oder «Medizin und Lebenserwartung» Beachtung geschenkt. Alle zur Verfügung stehenden Quellengattungen, seien es Bodenfunde, antike Autoren oder auch Inschriften werden in anschaulicher Weise für die Argumentation von Fellmann einbezogen. Archäologische Quellen sind dabei die bei weitem häufigste Gattung und kommen in Text und Abbildungsteil auch ausführlich zur Geltung - darunter zahlreiche erst jüngst zum Vorschein gekommene Bodenfunde.

Der Katalog der Fundstellen, der von W. Drack in enger Zusammenarbeit mit dem Verfasser des Textteiles erarbeitet wurde, gibt Portraits der wichtigsten Fundstellen römischer Zeitstellung im Gebiet der Schweiz. Neben wichtigen Fundstücken wird meist ein Übersichts- oder Grundrissplan vorhandener Gebäudereste abgebildet, Literaturhinweise und auch ein Hinweis auf den Aufbewahrungsort der Funde folgen jeweils am Schluss der Beschreibung. Wie im Textteil wird auch hier auf die neuesten Forschungsergebnisse, die praktisch immer aus Ausgrabungen stammen, hingewiesen.

Die Art der Behandlung der Fundstellen macht das Buch zu einem eigentlichen Führer durch die römische Schweiz und erlaubt auch jederzeit eine Orientierung «vor Ort».

Diese kurze Übersicht mag genügend verdeutlichen, dass hier, wie es auch uns der Umschlagtext verspricht, ein neues Handbuch zur Geschichte und Archäologie der römischen Epoche in der Schweiz vorliegt, das im In- und Ausland rege benutzt werden wird. Text und Abbildungen zeigen klar, dass seit der letzten umfassenden Bearbeitung des Themas durch F. Stähelin im Jahre 1948, die Erforschung der römischen Schweiz vor allem im archäologischen Bereich grosse Fortschritte gemacht hat. Dazu haben nicht nur wichtige Neufunde, wie etwa der Silberschatz von Kaiseraugst, beigetragen. Wohl den grössten Anteil daran haben die in den letzten 25 Jahren - nicht zuletzt auch vom Verfasser des Fundstellenkataloges - systematisch ausgebauten archäologischen Dienste der Kantone, die die Bestandesaufnahme und Sicherung der archäologischen Quellen aller Zeitepochen zu garantieren suchen.

Angesichts dieser Voraussetzungen und der sicherlich weiten Verbreitung des neuen Buches, ist es bedauerlich, in Beispielen auf Punkte hinweisen zu müssen, die das Werk in der vorliegenden Fassung nur mit Einschränkungen als neues Standardwerk - für das zweifellos ein Bedürfnis bestand - tauglich machen.

Gleich zu Beginn der Lektüre, fragt sich der Leser, der die im selben Verlag erschienenen Bände zur Geschichte der Römer im deutschen Raum kennt, weshalb sowohl ein Überblick über die überaus vielfältige Forschungsgeschichte als auch eine kurze Vorstellung der gewählten Methode der Verfasser keinen Platz in einem «Handbuch» beanspruchen konnte. Mit der Forschungsgeschichte fehlt ein gerade für die Leser im Ausland nützlicher Hinweis auf die derzeitige Organisation der archäologischen Forschung bzw. der Bodendenkmalpflege im Gebiet der Schweiz - die, sehr grob gesehen, in 26 praktisch autonomen Einheiten organisiert ist. Es sei auch gestattet, darauf hinzuweisen, dass die Autoren stillschweigend Liechtenstein dem schweizerischen Territorium zurechnen.

Mit einer Skizzierung der Entwicklung der Forschung zur römischen Geschichte im Gebiet der Schweiz und Liechtensteins, wären auch die zum Entwurf eines Gesamtbildes nötigen methodischen Grundlagen transparenter geworden, denn nicht nur der mit der Materie mehr oder weniger Vertraute wundert sich, weshalb die von Fellmann angerufene «lex artis» (S. 583 Anm. 28), keinen Platz für eine kurze Selbstdarstellung beanspruchen durfte.

Versuche, dies dann und wann im Text nachzuholen, wie etwa S. 275 zum Begriff «Horizontalstratigraphie», mögen eher verwirren. Derselbe Eindruck entsteht auch durch Bemerkungen in der Art von S. 282, dass mit der Verwendung von Münzreihen für die Datierung spätrömischer Kastelle «nur sehr vorsichtig operiert werden sollte». Auf der folgenden Seite kann der Leser feststellen, dass offenbar keine Regel besteht, welche Kriterien für aus Münzreihen gewonnene Aussagen gelten («Das Kastell Schaan dürfte aufgrund seiner Münzreihe in die Zeit Valentinians I. zu datieren sein.»).

Der reiche Anmerkungsapparat des ersten Teils, der 31 Seiten umfasst, ersetzt die erwähnte Einführung nicht - auch werden dort Differenzen zwischen der Ansicht des Verfassers und übriger Meinungen nicht immer begründet: Als Beispiel mag der von Fellmann dezidiert vertretene Vorschlag dienen, dass im Jahre 83

n. Chr. in Eschenz/TG eine Rheinbrücke gebaut wurde (S. 59). Die zitierte Erstpublikation gibt allerdings 81/82 n. Chr. und äussert sich unbestimmter als der Verfasser. Römische Münzen stellen eine für die Argumentation von Fellmann überaus wichtige Fundgruppe dar: Der kurze Abschnitt auf den Seiten 170–172 stellt uns diese Fundgattung vor. Nicht hingewiesen wird vom Autor auf den wesentlich umfangreicheren und noch aktuellen Artikel von H.-M. von Kaenel im fünften Band der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie der Schweiz (UFAS V, 1975). Ein Vergleich und auch das Abbildungsverzeichnis zeigen, dass immerhin die von von Kaenel S. 115 Abb. 17 gegebene Tabelle im neuen Werk auf S. 170 Platz gefunden hat. Dasselbe betrifft die im UFAS-Band auf S. 114 Abb. 16 abgebildeten Beispiele von römischen Münzen, die wir fast integral auf S. 171 mit Abb. 134 im neuen Buch wieder finden. Als Bildnachweis wird im zweiten Fall das historische Museum in Bern genannt. Auf hier nicht zu diskutierende methodische Probleme der Auswertung von Münzfunden, die auch in diesem Werk ausführlich für die Argumentation verwendet werden, sei nur hingewiesen. Gerade die von Fellmann S. 587 Anm. 90 gemachte Äusserung zum 1986 gefundenen Schatzfund von Neftenbach/ZH («Vergrabung im Zusammenhang mit den Ereignissen von 260 ziemlich unwahrscheinlich») wirft doch prinzipiell die Frage auf, in welchem Ausmass die früher gefundenen meist schlecht publizierten und unvollständig vorliegenden Schatzfunde mit schriftlich überlieferten Ereignissen überhaupt verbunden werden können.

In beiden Teilen des Buches wird, wie auch das Beispiel oben zeigt, häufig auf unpubliziertes oder in Bearbeitung stehendes Material hingewiesen, – manchmal auch ohne Quellenangabe, wie etwa S. 293 zu Mont Châtel-Aruffens, Gde. Montricher/VD. Dieses Vorgehen führt gewiss zum Effekt, dass die Angaben entweder in kurzer Zeit überholt sein werden – oder aber als Schlussresultate, gerade wenn die Schlusspublikation in lokalerem Rahmen erfolgt, in der Forschung weiter übernommen werden. Als Beispiel kann die ohne Quellenangabe übernommene Abbildung 87 (S. 130) zum Vicus von Oberwinterthur/ZH dienen, die in einem Ausstellungsprospekt publiziert wurde. Dieser spiegelt einen provisorischen Zwischenstand der Bearbeitung der Münzfunde wider (Vitudurum. Römisches Geld aus Oberwinterthur. Ausstellung Münzkabinett Winterthur 18.9.1986–16.4.1987. Leporello, Winterthur 1986).

Gerade für die Benutzer im Ausland wären in einem solchen Werk eine konsequente Schreibweise und klare Hinweise auf Orts-, Gemeinde- und Kantonsnamen in einer einheitlichen Art und Weise nützlich. Das neue Werk hilft hier wenig: So finden wir auf S. 278 Abb. 276 unter Nr. 22 «Tasgaetium/Eschenz (SH)». Im Fundstellenregister wird S. 394 «Eschenz/TG» genannt und ein Verweis führt weiter nach S. 515 zu «Stein am Rhein/SH». Dort wiederum ist auf den folgenden Seiten ausführlich von «Eschenz/TG» die Rede. Ein Blick auf eine politische Karte beseitigt die Unsicherheit: Das Gebiet des antiken Tasgaetium ist heute zwei Kantonen und damit zwei Gemeinden zugeteilt (Stein am Rhein/SH und Eschenz/TG).

In der gleichen Art ist etwa der S. 93 zitierte Ortsname «Strass/TG» oder die Fundstelle «Toos/TG» S. 527 als verschlüsselte Information aufzufassen: Dem Leser wäre für eine allfällige Suche auf der Karte mit den Angaben Strass/Gachnang/TG oder Toos-Waldi/Schönholzerswilen/TG mehr geholfen gewesen. Die Beispiele lassen sich weiterführen: Das S. 96 erwähnte «Tinzen/GR» oder das S. 286 Abb. 280 Ziffer 41 genannte «Sagens/GR» tragen seit 1943 die offiziellen Namen Tinizong/GR bzw. Sagogn/GR und sind auch unter diesen Namen auf der Landeskarte zu finden. Die Beschreibung der Fundstellen lässt, wie der Textteil die Forschungsgeschichte und eine kurze Begründung der gewählten Methoden, eine Bemerkung zur getroffenen Auswahl vermissen: So taucht Courroux/JU, obwohl im Textteil das dort gefundene Gräberfeld behandelt wird, im Katalog nicht auf. Dass auch Fehler vorkommen, wie etwa S. 548 mit Abb. 509, wo uns der ohne jeglichen Bildnachweis und Aufbewahrungsort (SLM, Zürich) wiedergegebene Triens des Tuta aus Vindonissa, immerhin das einzige bekannte Stück, als «spätrömische Münze» präsentiert wird, kann nicht verschwiegen werden.

Wohl eher als Verschreiber ist die Stationierung der nur für Confluentes (Konstanz/BRD?) und Bregenz überlieferten Flottillie der rätischen Grenzverteidigung auf dem Bodensee in Arbon/TG zu werten (Not. Dign. XXXV), das in der Tabelle S. 626f. auch um die Namensüberlieferung bei Ammianus Marcellinus (XXXI 10, 20) gekommen ist.

Was die häufig zitierte Literatur bei der Besprechung der Fundstellen angeht, so dürfte der Zugang zur Arbeit von R. Degen über die Villen in der Schweiz für den Leser im Ausland oder auch ausserhalb der Universitäten schwierig sein. Nicht ganz verständlich ist, weshalb nicht wenigstens bei den Fundstellen im Kt. Aargau die neuere Arbeit von M. Hartmann und H. Weber, Die Römer im Aargau (Aarau, 1985) erwähnt wird.

Die S. 633–636 gegebene Literaturzusammenstellung im neuen Werk stellt eine Auswahl dar. Dass hier nicht auf die beiden Bände der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie der Schweiz die 1975 und 1979 erschienen sind, hingewiesen wird und bei denen W. Drack als Redaktor mitgewirkt hat, sei nur angemerkt. Mehr erstaunt die Zitierweise in einem Werk, das, laut den Autoren, auch Studenten für die Prüfungsvorbereitung dienen sollte: Seitenangaben und Reihentitel der zitierten Monographien und Zeitschriftenartikel fehlen bisweilen und sind nicht konsequent aufgelistet. In einem Sammelwerk über die Schweiz in römischer Zeit hätte ruhig auch das nützliche kleine Werk von E. Meyer, das von R. Frei-Stolba auf den neuesten Stand gebracht worden ist (E. Meyer, Die Schweiz im Altertum. Monographien zur Schweizer Geschichte 11 [Bern, 1984²]), erwähnt werden dürfen.

Ein Werk dieses Umfangs bedingt zweifellos einen grossen redaktionellen Aufwand, der aber in diesem Fall offenbar nicht ausreichend war – oder wie wären sonst Fehler wie S. 616 («291–191») oder S. 618 («Reichskonzil von Epao», statt «Epaon»), die bereits beim Durchlesen auffallen, zu erklären? Die Karte S. 77 Abb. 39 zu Münzdepots um 260 n. Chr. zeigt bei näherem Hinsehen dasselbe Bild: Unter Ziffer 4 «Kisslegg-Unterborgen» statt (richtig) «Kisslegg-Unterhorgen», Ziffer 9 «Sourent bei Bex» statt «Sous-Vent bei Bex», Ziffer 20 «Mirzier» statt «Minzier». Weiter in dieser Art: Karte S. 85 Abb. 45, Ziffer 8 «Montcheraud» statt «Montcherand».

Angesichts des von Verlagsseite betonten Charakter des Werkes als «Handbuch und Nachschlagewerk» verbleibt nach der Lektüre ein zwiespältiger Eindruck. Die Grösse des Vorhabens der Verfasser und dessen äusserst rasche Bewältigung müssen positiv hervorgehoben werden. Der Vorwurf kann gerade an die archäologische Forschung gerichtet werden, dass der Mut zur Schilderung historischer Abläufe und eine für das Publikum verständliche Darstellung der Resultate zuweilen fehlen. Das neue Werk über die Römer in der Schweiz ist deshalb, gerade was neu entdeckte und grössere Fundstellen angeht, ein nützliches Kompendium und gewährt einen Überblick über das Thema in einer geschickten und ansprechenden Präsentation. Das Buch genügt aber in der vorliegenden Fassung dem geäusserten Anspruch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht. Hauptgrund dafür ist, neben den zahlreichen Ungenauigkeiten, der Mangel eines transparenten Herleitens des behandelten Gegenstandes durch den Autor des Textteiles. Ob es schliesslich angesichts der Menge an Informationen und der dezentralen Organisation der Bodenforschung zwei Forschern alleine möglich ist, ein alle Bedürfnisse abdeckendes Handbuch für die «Römer in der Schweiz» zu gestalten, sei hier am Schluss doch noch gefragt. Zweifellos wäre auch eine Berücksichtigung der Sprachregionen, wie sie in den UFAS-Bänden und in den Publikationen der Schwei-

zerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte angestrebt wurde und wird, in einem solchen Handbuch eine Notwendigkeit. Es bleibt zu wünschen, dass das Werk und die darüber geführte Diskussion zu einer schliesslich möglichst viele Bedürfnisse abdeckenden Publikation führen werden, die aber gewiss mehrere Autoren und mehr Zusammenarbeit zwischen allen heute in der archäologisch-historischen Forschung in der Schweiz Tätigen bedingen wird. *Hansjörg Brem*

*

*Archäologischer Fundbericht/Chronique archéologique 1985.* In: «Freiburger Archäologie/Archéologie fribourgeoise». Herausgegeben vom Kantonalen archäologischen Dienst unter der Leitung von HANNI SCHWAB (Editions Universitaires Fribourg, Suisse, Fribourg 1988.) 251 S., 21 Tafeln und zahlreiche Abb.

Nach den Fundberichten der Jahre 1980–1982, 1983 und 1984 erschien 1988 als vierter Band der Reihe Freiburger Archäologie der Archäologische Fundbericht 1985. Vordringliches Ziel dieser Veröffentlichung ist es, über die während des laufenden Jahres durchgeführten Ausgrabungen und Sondierungen sowie über neu erfasste Fundstellen in der Sprache des entsprechenden Kantonsteils Rechenschaft abzulegen. Ergänzend dazu machen im zweiten Teil zusammenfassende Beiträge mit den an Freiburger Fundmaterial bzw. anlässlich kleinerer Ausgrabungen gewonnenen Ergebnissen bekannt.

Im eigentlichen Fundbericht, der etwa das erste Drittel des Buches umfasst, werden die im Jahre 1985 im Kanton Freiburg registrierten Fundstellen unter der jeweiligen Epoche in alphabetischer Reihenfolge der Gemeinden vorgestellt. Vereinzelt wird er durch Nachträge zu Ausgrabungen früherer Jahre ergänzt. Die wichtigsten Fundmeldungen dieses Jahres sollen kurz angesprochen werden. Während es im «Paläolithikum/Mesolithikum» und im «Neolithikum» v. a. um Fundmeldungen bearbeiteter Steingeräte geht – im «Neolithikum» vereinzelt noch um Keramik und um Reste behauener Hölzer –, werden für die «Bronzezeit» auch Siedlungsbefunde und Überreste von Bestattungsplätzen aufgeführt. Erwähnenswert sind die bei Löwenberg (Murten) festgestellten Siedlungshorizonte der späten Bronzezeit, eine mittelbronzezeitliche Nekropole mit 8 Gräbern – davon 3 Grabhügel – sowie drei spätbronzezeitliche Gräber zweier weiterer Nekropolen. Für die «Hallstattzeit» sind die Reste einer Befestigungsanlage bei Barberêche zu nennen, eine latènezeitliche Fundstelle wurde nicht registriert. Unter «Römische Epoche» findet sich der etwas ausführlichere Fundbericht über die Ausgrabungen 1984/85 in der gallorömischen Villa von Marly: dabei werden die vier Bauphasen einzeln besprochen und wichtige Details der Bäder, Heizung, Fundamente usw. mit Fotos und Plänen illustriert. Ergänzt wird der Befund durch die Vorlage der Keramikfunde aus den einzelnen Bauperioden. Auch die Rettungsgrabung im Bereich einer römischen Villa in der Gemeinde Vallon, bei der ein gut erhaltenes Mosaik entdeckt wurde, sowie die Ergebnisse der nachfolgenden Sondierungen, welche es ermöglichten, die Ausdehnung der Anlage zu erfassen und eine zeichnerische Rekonstruktion der Gebäude zu wagen, werden eingehender behandelt. In Gurmels sind in der ersten Hälfte der achtziger Jahre Teile der Muttergotteskirche ausgegraben worden; dabei stiess man auf frühmittelalterliche Bestattungen und eine dazugehörige frühmittelalterliche Kirche sowie deren Nachfolgebauten.

Ein Grossteil der im Fundbericht beschriebenen Fundobjekte wird zeichnerisch abgebildet, wichtigere Befunde werden durch fotografische Detailaufnahmen und/oder Planzeichnungen dokumentiert. Dadurch wird dem Leser ein Überblick über die von der Kantonsarchäologie geleistete Arbeit ermöglicht, und er wird zugleich über die Schwerpunkte der archäologischen Tätigkeit informiert.

Gibt der erste Teil der Publikation einen guten Überblick über die Aktivitäten des Kantonalen archäologischen Dienstes im Jahre 1985, behandeln die sieben den grösseren Teil des Buches umfassenden wissenschaftlichen Beiträge Untersuchungen unterschiedlichsten Inhaltes, die in irgendeiner Beziehung zum Kanton Freiburg stehen.

Max Währen ist es gelungen, aufgrund von Getreideresten, die bei jungsteinzeitlichen Ausgrabungen verschiedener Zeitstufen geborgen werden konnten, darzulegen, dass bereits vor 5000 Jahren gesäuertes Brot gebacken wurde, schon damals Feinmehl verwendet worden ist und die Brotherstellung in verschiedenen Stufen erfolgte. Michael Pavlinec kann in seiner Arbeit über die spätbronzezeitlichen Metallfunde von Muntelier/Steinberg, die in der zweiten Hälfte des 19. Jh. gesammelt und seither in verschiedenen Museen aufbewahrt worden sind, aufgrund der Häufigkeit einzelner Funktionstypen durch Vergleich mit aufgelesenen Fundkomplexen aus dendrochronologisch datierten Seeufersiedlungen eine Zuordnung der Bronzen aus Muntelier in die Zeit vor und nach 1100 v. Chr. (2 Phasen) sowie nach 900 v. Chr. wahrscheinlich machen. Im dritten Beitrag berichtet Hanni Schwab über einen Ausschnitt des vermutlich spätrömischen Bestattungsplatzes in Kerzers/Im Sumpf. Die Überreste von 21 Individuen aus 14 feststellbaren Gräbern waren alle Nord-Süd ausgerichtet; die Bestattungen werden trotz fehlender Beigaben und Trachtbestandteilen wegen der Bestattungsart und eines Glanztongefässfragmentes neben dem Arm eines der Skelette der römischen Epoche zugeordnet. Die anthropologische Bearbeitung liess wegen der geringen Individuenzahl nur bedingt Aussagen zur mittleren Lebenserwartung, der Alters- und Geschlechtsverteilung, der Grösse der Bestatteten usw. zu; die nichtmetrischen Merkmale ergaben keine Ähnlichkeit mit der Bevölkerung eines nahegelegenen Gräberfeldes. Als nächstes werden die 14 bis heute bekannt gewordenen Goldblechscheibenfibeln aus dem Kantonsgebiet abgebildet, ausführlich beschrieben und, falls vorhanden, die Befundsituation sowie die übrigen Begleitfunde vorgestellt. Vorschläge zu einer genaueren Datierung der Pressblech- und Filigranscheibenfibeln des Schweizerischen Mittellandes werden von Hanni Schwab angedeutet. Es folgt ein Kurzbericht über zwei mittelalterliche Münzen mit Nennung des Bischofs (zweier Bischöfe?) von Lausanne. Sehr interessant und aufschlussreich ist der Beitrag Denis Ramseyers zur experimentellen Archäologie. Er hat zusammen mit Schülern und Studenten bei Ausgrabungen und Praktika Versuche zur Bearbeitung von Rohmaterial, zur Herstellung von Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen sowie zur Nahrungszubereitung unternommen. Im einzelnen hat die Gruppe geschliffene Steinbeile inkl. Griff hergestellt und damit Bäume zu fällen versucht, Tierknochen, -zähne und Hirschgeweih bearbeitet bzw. zu Artefakten verarbeitet und die dabei entstandenen Gebrauchsspuren festgehalten. Mit einem in die Erde eingetieften Ofen zur Hitzezubereitung von Nahrung wird mit Erfolg gezeigt, zu was die mit Holzkohle, Asche und verbrannten Kieseln gefüllten Erdgruben, die bei früheren Ausgrabungen registriert worden waren, gedient haben. Um die Ernährung geht es auch beim folgenden Versuch, Brot aus mit neolithischen Mahlsteinen zerkleinertem Getreide herzustellen und im offenen Feuer zu backen. Am Schluss wird über die Ergebnisse der Herstellung von Keramikgefässen – von der Aufbereitung des Tones über die Formung der Behälter bis zum Brand in Erdgruben – unter verschiedenen veränderten Bedingungen berichtet.

Die im zweiten Teil vorgelegten Beiträge informieren über die an Fundmaterial – auch alte Fundbestände werden berücksichtigt – und bei kleineren Ausgrabungen gewonnenen Ergebnisse, deren Material für eine monographische Vorlage nicht ausreicht. Dadurch

können bestimmte Fundgruppen oder speziell interessierende Aspekte eine Grabung schneller und abschliessend behandelt werden und die Ergebnisse allen an der Archäologie des Kantons Freiburg Interessierten zugänglich gemacht werden.

*Monika Schwarz*

*

RUTH VUILLEUMIER-KIRSCHBAUM: *Zürcher Festräume des Rokoko. Gemalte Leinwandbespannungen in Landschaftszimmern.* (Berichthaus AG, Zürich 1987.) 140 S., 82 Abb., zum Teil farbig.

Aus einer im gleichen Jahr 1987 publizierten Dissertation hervorgegangen (R. Vuilleumier-Kirschbaum: Gemalte Leinwandbespannungen in Zürich im 18. Jahrhundert. Zürich 1987), gibt der vorliegende, ansprechend gestaltete schmale Band eine informative Übersicht über den Zürcher Anteil am Bereich der zwischen «grosser» Malerei und Kunsthandwerk oszillierenden Tapetenmalerei des 18. Jahrhunderts. Über den Aspekt jener Stuben also, wo die Gesellschaft des Bodmerschen Zürich ihre Feste feierte, und wo ein Stück des kulturellen Selbstverständnisses dieser Grosskaufleute, Textilherren und Magistraten, der Träger der wirtschaftlichen und politischen Macht, sich in der beim Maler bestellten Illusion der Öffnung der engen Raumgrenzen auf die Weite der Landschaft hinaus manifestierte.

Das Bespannen von Zimmerwänden mit bemalter Leinwand, wie es seit spätestens um 1640 in Holland bekannt war, gehört in die nicht ganz klar systematisierbare Fülle der zum Teil in die Antike zurückreichenden Techniken der textilen Wandverkleidungen und -behänge, die man bedruckte, bemalte oder (wie bei den spätmittelalterlichen Bildteppichen und bei den Gobelins des 17. und 18. Jahrhunderts) in die man farbige Muster und Bilder wirkte.

Im 18. Jahrhundert kannte man neben den vor allem in Frankreich und in französisch beeinflussten Gebieten beliebten, teuren Wirkteppichen, den gemustert gewobenen textilen Wandbespannungen (Damaste usw.), den bemalten und bedruckten Papiertapeten, der imitierenden «Gobelinmalerei», den Flocktapeten usw., eben auch die mit Ölfarbe bemalten Leinwandtapeten. In Zürich, das im 18. Jahrhundert im Vergleich mit anderen Gebieten der Schweiz für die Gattung der bemalten Leinwandbespannungen eine Art Schwerpunkt bildete, scheint diese Mode die (besonders in der Ostschweiz oft anzutreffenden) von der Gattung her einfacheren Täfermalereien teilweise abgelöst zu haben.

Die Zürcher Leinwandbespannungen gehören in das alte und in der Literatur vielfältig behandelte Gebiet der illusionistischen Landschaftsdekoration im Innenraum. In der Form der Tapetenmalerei ist diese Landschaftskunst allerdings nicht nur in Zürich, sondern auch in Basel, im Aargau, in Solothurn, vereinzelter in der Ostschweiz, vor allem aber in Deutschland (Manufakturen in Frankfurt, Berlin, Lübeck usw.) und Holland bekannt. Der aus dem Zeitraum von 1742 bis 1796 stammende erhaltene oder erschliessbare Zürcher Bestand, der hier erstmals als Ganzes vorgestellt wird, zeigt verschiedene Spielarten der Wandaufteilung, Rahmung und Landschaftsgestaltung: Von den im «Beckenhof» in situ vorhandenen, in verspäteter Régence nach französischen Vorbildern ornamental gerahmten kleinen Podest-Landschaften mit mythologischen Szenen (1743) zu den grossräumigen Hirtenlandschaften in zart blühender Rocaillenrahmung mit Staffagen nach Francesco Zuccarelli im «Freigut» (um 1774), und von den panoramatisch wandumziehenden Flusslandschaften des kurz zuvor aus Holland und Paris nach Zürich zurückgekehrten Johann Heinrich Wüest aus einem Haus «In Berg» (1770) zu den bildhaft in Louis Seize-Rahmungen gefassten, aneinandergereihten Einzellandschaften von der Hand Johann Caspar Hubers aus dem ehemaligen Haus «Zum Sankt Urban» (1791).

Das Kernstück des vorliegenden Bandes «Zürcher Festräume des Rokoko» ist der als «Werkübersicht» betitelte Katalog der erhaltenen oder nur archivalisch belegbaren Leinwandbespannungen. Die 31 Ensembles sind in einzelnen Nummern mit kurzen Kommentaren untergebracht, was jeweils einer knappen Zusammenfassung der sehr gut dokumentierten entsprechenden Katalognummern in der unbebilderten Dissertationsfassung entspricht. Möchte man aber das in Werkübersicht und laufendem Text Erfahrene anhand der in den Band «Zürcher Festräume» eingestreuten Abbildungen durch einen Augeneindruck ergänzen, so wird man allerdings im Stich gelassen: Abbildungsverweise gibt es nirgends, die Abbildungen selbst sind nicht numeriert, und das nach Seitenzahlen geordnete Abbildungsverzeichnis ist mehr als umständlich im Gebrauch. Der Leser ist zum suchenden Blättern oder zum Durchprobieren der Seitenzahlen unter dem Stichwort des Künstlers oder des ursprünglichen Standorts im Register gezwungen. - Hilfreich wäre auch ein eigenes, aktuelles (und historisches) Standortregister gewesen: Denn neben den im «Beckenhof», im «Sonnenhof», im «Rechberg» und in den Häusern zum «Karl dem Grossen» und zur «Engelburg» an der Kirchgasse in situ erhaltenen Malereien mussten 16, also rund die Hälfte der 31 Ensembles, den Standort wechseln (sechs dagegen sind verloren) und befinden sich heute in Museums- oder Privatbesitz; eines ist im städtischen Muraltengut eingebaut worden, das man natürlich im Register auch nicht findet.

Die Gliederung der «Werkübersicht» gibt Auskunft über die künstlerische Ordnung der Zürcher Tapetenmalereien. Den Schwerpunkt, 12 Ensembles, bilden die Werke der renommierten stadtzürcherischen Landschafter Johann Heinrich Bullinger (1713–1793), des eigentlichen Hauptmeisters mit sechs qualitätvollen Landschafts-Ensembles, dann Johann Heinrich Wüest (1741–1821) und Johann Caspar Huber (1752–1827). Alle drei verfügten über Auslanderfahrung, die sie sich vor allem in Holland und im Rheinland geholt hatten. Bullinger war zusätzlich in der Tiepolo-Werkstatt in Venedig gewesen; Wüests interessante Ergänzung des Holland-Erlebnisses in Paris (1766–69) - offensichtlich im Bannkreis von Philippe Jacques de Loutherbourg (1740–1812) - scheint sich leider bis jetzt nicht weiter klären zu lassen.

Die Verbindung Zürichs mit der in der Ostschweiz tätigen, dekorationsfreudigen und vom süddeutschen Rokoko beeinflussten Künstlerschaft zeigt sich in der zweiten Hauptgruppe von Tapetenmalereien, die den Meistern des Steckborner Kreises, vor allem Daniel Düringer (1720–1786) und Christoph Kuhn d. Ä. (1709–1762), zugeschrieben werden können. Wie überzeugend dargelegt wird, sind diese (auch in ihren Preisen) bescheideneren Zuzüger viel stärker auf druckgraphisches Vorlagenmaterial angewiesen als die als autonome Künstler auftretenden städtischen, in der Zunft zur Meisen integrierten Maler. Durch die Meister aus dem Umkreis der Steckborner Ofenmalerei kam diverses, ursprünglich in Frankreich und Italien vorgeformtes Bildmaterial, meist Staffagegruppen mit einzelnen Landschafts-Versatzstücken, auf die Tapetenwände der Zürcher Stuben. Bezeichnenderweise offenbar zum Teil auf dem Umweg über Stiche aus dem Augsburger Verlagsgewerbe: Die Orientierung an deutschen Zentren wie Nürnberg, Augsburg oder Frankfurt am Main, wo niederländische, italienische und französische Einflüsse verarbeitet wurden, hatte in Zürich allerdings Tradition; schon Felix Meyer (1653–1713) hatte sich in Nürnberg durch das Medium deutscher Zeichner des 17. Jahrhunderts einen Vorrat niederländischer Landschaftselemente angeeignet. In der Tat können denn auch drei der Zürcher Tapeten-Ensembles des 18. Jahrhunderts überzeugend direkt deutschen Manufakturen zugeschrieben werden.

Im laufenden, in kleine Kapitel gegliederten Text der «Zürcher Festräume des Rokoko» ist neben den gattungsgeschichtlichen Abschnitten und den Künstlerviten anregende Information zur

gesellschaftlichen Stellung und den davon bedingten Wünschen der Zürcher Auftraggeber angenehm verpackt, so dass man gut und gerne noch weiter gelesen hätte: Im Kapitel «Formale Aspekte» etwa einen Ausblick über das Prinzip der beliebigen Addition von Landschaftsräumen mit Hilfe von Gelenkmotiven, das - wie kleine Bildkartenspiele aus dem 19. Jahrhundert zeigen - letztlich einer linear ausgelegten, ins Unendliche fortsetzbaren und unendlich auswechselbaren Variante des für das 19. Jahrhundert so wichtigen Panoramagedankens entspricht. Wie die Autorin leise andeutet, ist der Schritt von der herkömmlichen Holzvertäfelung, die warm und sicher umschliesst, zur Landschaftstapete in den Repräsentationsräumen der Zürcher Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ein erster - und zunächst befreiender! - Schritt in einen grundsätzlich aufgebrochenen und verunsichernden Lebensraum. Salomon Gessner (1730–1788), der Idyllendichter und -maler, eine Hauptfigur des zürcherischen 18. Jahrhunderts, die in der vorliegenden Arbeit praktisch ausgeblendet bleibt, scheint diese Verunsicherung geahnt zu haben: In seinen Vignetten bewahrt er die idealen «kleinen Gesellschaften» seines Sihlwald-Arkadiens durch Rahmung und Reduktion auf ein Miniaturmass vor dem Auseinanderbrechen ihrer fragilen Welt. *Yvonne Boerlin-Brodbeck*

*

ERNST SCHIRMACHER: *Stadtvorstellungen. Die Gestalt der mittelalterlichen Städte - Erhaltung und planendes Handeln.* (Artemis Verlag, Zürich und München 1988.) 372 S., zahlreiche Abb., Zeichnungen und Pläne.

Es war nicht Schirmachers Absicht, eine wissenschaftliche Arbeit zur Städtebaugeschichte des Mittelalters zu schreiben. Dem Buch liegt eine Forschungsarbeit über «Bauleitplanung in Erhaltungsbereichen» zugrunde. Es will sich daher nicht auf «wertfreies, zweckfreies, nur-wissen-wollendes Zurückdenken» beschränken. Schirmacher sucht vielmehr Entscheidungsgrundlagen für Planen und Handeln in Altstädten, für Erhaltung oder Veränderung.

Er weiss aber, dass jeder Versuch, die Stadtgestalt zu beschreiben und zu deuten, historisches und städtebaugeschichtliches Wissen zur Grundlage haben muss, und so nehmen diese Grundlagen in seinen Darlegungen einen weiten Raum ein. Die Fülle der bearbeiteten Literatur, die ausführlichen Zitate und die Querverweise bieten gerade dem Leser, der eine Einführung in das Thema sucht, zahlreiche Anregungen, die angerissenen Gedanken selbst nachzuvollziehen und weiterzuverfolgen.

Schirmacher wendet sich entschieden gegen eine Betrachtung mittelalterlicher Städte allein auf der Grundlage formaler, wahrnehmungsästhetischer Kriterien, gegen das Auffassen der mittelalterlichen Stadt als Kunstwerk, gegen das vorschnelle Ableiten von Stadttypen aus den Formen der Stadtgrundrisse (z.B. «Zähringerstädte»). Er macht deutlich, dass hinter dieser Suche nach Regelmässigkeit unsere heutigen Vorstellungen von städtebaulichem Entwerfen stehen, unsere Schwierigkeit, städtebauliche Ordnung in anderen als formalen (oder funktionalen) Kategorien zu denken. Ebenso irreführend muss auch die Suche nach formalen Gestaltungsprinzipien für das «malerische Erscheinungsbild» mittelalterlicher Städte sein, da die Vorstellung des «Malerischen» neuzeitlichem Denken entspringt, mittelalterlichem Denken aber fremd war.

Ebenso warnt er davor, die alte Stadt nur als eine Summe von Einzelerscheinungen zu sehen und nicht als Ganzes, sich auf die Untersuchung ihrer Bestandteile (wie Häuser, Strassen und Plätze) oder von Teilaspekten (wie Bevölkerungsentwicklung, Verkehr, Handel und Gewerbe) zu konzentrieren und die Betrachtung der Stadt als eines komplexen Gefüges (das mehr ist als die Summe seiner Teile) zurückzustellen. Schirmacher geht es um die Gestalt der Stadt, nicht um die Baugeschichte einzelner Formen; er unterlässt es aber nicht, näher auf die Herausbildung von Bautypen einzugehen, insbesondere beim Haus (in seiner baulichen und sozialen Dimension), das er als «Grundelement aller Vorstellungen von Stadt» im Mittelalter herausstellt.

Stadtgestalt ist für Schirmacher keine ästhetische Kategorie. Er grenzt den Begriff sowohl vom Gestalten als bewusster, zielgerichteter Tätigkeit ab (Stadtgestalt kann Ergebnis eines bewussten Gestaltens sein, dies ist aber nicht notwendigerweise der Fall) als auch vom Stadtbild, einem Begriff, der bereits eine ästhetisierende Betrachtungsweise impliziert.

In seinen Ausführungen geht Schirmacher von der Feststellung aus, dass die (Stadt-)Gestalt Ausdruck von Lebensvorstellungen, Abbild einer Lebensordnung ist (Braunfels sprach von Städten als «Spiegelbildern von Herrschaftsformen und Ordnungsidealen»), wobei die formale Ordnung der mittelalterlichen Stadt einem Denken in Rängen und Bedeutungen entsprach, das in der geistigen, als von Gott gegeben verstandenen Weltordnung gründete. Er zeigt anhand zahlreicher Beispiele, dass nicht nur die Ausbildung von Bautypen, sondern insbesondere auch die Anordnung der Bauten innerhalb der Stadt diese Rang- und Bedeutungsordnung widerspiegelt.

Schirmacher macht darauf aufmerksam, dass die Art und Weise, auf welche die mittelalterliche Stadt betrachtet wird, Konsequenzen für das Planen und Handeln in der Stadt hat: Eine ästhetisierende Betrachtungsweise, die sich auf formale Merkmale beschränkt, führt zur Auffassung, man müsse nur die rechten Formen wählen, um neue Bauten in eine alte Umgebung einzupassen. Dabei gehe es nicht primär um Formen, sondern um Ordnungen. «Form folgt der geistigen Ordnung, Funktionen aber sind in vielerlei Ordnungen darstellbar», formuliert er nicht ohne Anspielung auf die dem Funktionalismus zugrundeliegende Maxime Sullivans «form follows function».

Zunächst soll also die Ordnung bestimmt werden, die einem Stadtgefüge bzw. einem abgeschlossenen «Gestaltbereich» als konstituierendem Element des Stadtgefüges zugrundeliegt. Das Erkennen und Benennen dieser Ordnung bildet die Grundlage für Planen und Handeln in der Stadt, das Schirmacher nicht auf das Erhalten historisch einheitlich gestalteter Bereiche beschränkt wissen will. Er setzt sich zum Ziel, «an der Stadt im Sinne der in ihr angelegten Gestalt weiterzubauen» und hält dies gerade in einer mittelalterlichen Stadt für möglich, «wenn man vor allem die ihr innewohnende Ordnung meint». Denn: «Eine gestaltende Ordnung, die auf den Bedeutungen aufbaut und nicht auf formalen Gedanken, ist eine offene Ordnung. Man kann im einzelnen verändern, wenn das Wesen erhalten bleibt.»

Schirmacher selbst weist allerdings auf ein grundlegendes Problem hin: «Die Ordnung selbst nach Rängen und Bedeutungen ist verlorengegangen, allenfalls Erinnerung. Die Gewichte, die wir neu zu verteilen haben, wiegen leicht.» Wie kann dann das «Weiterbauen an der Stadt» über formale Anlehnungen in der Gestaltung hinaus zu einem «Weiterbauen an der Stadtordnung» werden? Welche Bedeutung hat heute z.B. das Haus, da es nicht mehr durch die Einheit von Wohnen und Arbeiten gekennzeichnet ist, nicht mehr für eine Familie steht und die Familie als umfassende Lebensgemeinschaft nicht einmal mehr vorhanden ist? Wie sind konkurrierende Ordnungen innerhalb eines «Gestaltbereiches» zu beurteilen, wie spätere Interventionen, in denen andersartige Gestaltvorstellungen zum Ausdruck kommen?

Diese Fragen werden von Schirmacher nur angerissen, ohne dass er ihnen weiter nachgeht. Das Sympathische an diesem Buch ist aber, dass es der Autor vermeidet, vorschnell ein fest gefügtes, abgeschlossenes Idealbild der mittelalterlichen Stadt zu zeichnen und der Ordnung, die ihr zugrunde lag. Ihm ist bewusst, dass unser

Nachdenken das Wesen der mittelalterlichen Stadt nur «umkreist», dass wir «allenfalls Annäherungen, Einblicke erwarten können». Diese Haltung schützt auch vor einem voreiligen Übertragen des Vergangenen auf das Heute; stattdessen wird der Leser darauf verwiesen, sich selbst mit der Stadt, ihren unterschiedlichen «Gestaltbereichen» auseinanderzusetzen. *Erik Roth*

*

MAX GSCHWEND und DAVID MEILI: *Ballenberg*. Photographien von RUDOLF HUNZIKER. (AT-Verlag, Aarau 1988.) 207 S., 237 Farbaufnahmen, zahlr. Orientierungspläne.

Aus Anlass der vor 10 Jahren erfolgten (Teil-)Eröffnung des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg (ob Brienz BE) hat dessen Initiator, Planer, Realisator und erster Direktor, Max Gschwend, einen Bildband mit ausführlichen Begleittexten konzipiert, der dem Leser ein facettenreiches Bild dessen vermittelt, was auf dem ca. 80 ha grossen Ausstellungsareal, basierend auf dem 1967 stipulierten Vorprojekt, bis heute realisiert werden konnte. Unter diesem Gesichtspunkt ist Gschwends neue Publikation ein Zwischen- und Rechenschaftsbericht, denn, wie er selbst feststellt, wird das Ausstellungsziel im vorgesehenen Umfang erst um die Jahrhundertwende erreicht sein; noch fehlen im gegenwärtigen Bestand so wichtige Landesteile wie Graubünden oder die Südschweiz vollständig. Einzelne Hausregionen, z.B. die Gruppe «Ostschweiz», sind bereits heute repräsentativ vertreten, doch werden auch sie in den nächsten Jahren noch grössere Ergänzungen und Erweiterungen erfahren.

Gegenüber den 16 grösseren und kleineren Gebäuden, die Ballenberg bei der Teileröffnung im Mai 1978 vorweisen konnte, ist der Bestand inzwischen auf 55 Bauten aus 17 Kantonen angewachsen. Die Idee einer umfassenden Zusammenschau der traditionellen ländlichen Haustypen der Schweiz ist damit ihrer Verwirklichung um ein bedeutendes Stück nähergerückt. Die genannten Zahlen mögen eine Vorstellung vermitteln von der ausserordentlich vielschichtigen Planung, die hinter diesem Unternehmen von unbestritten nationalem Rang stehen muss. Die Kastanienbäume der künftigen Hausregion Tessin wurden schon vor Jahren auf dem Ballenberg gepflanzt, um als Schattenspender und charakteristische botanische Vertreter der Südschweiz bereit zu sein zu dem Zeitpunkt, da auch die vorgesehenen Bautengruppen hier ihren Platz gefunden haben werden.

Es ist eine sehr beeindruckende Arbeit, die hier geleistet wurde (und noch zu leisten sein wird). Ballenberg ist ein Betrieb, in welchen vom ersten Projekt bis zum Ausbaustand Ende 1986 rund 30 Mio. für Planung, Einrichtung und Ausbau investiert wurden, ein Betrieb, für den z.Z. jährlich über 3 Mio. bereitzustellen sind, (wovon 2 Mio. allein auf Personalkosten fallen). Ballenberg ist eines der wenigen grossen Schweizer Museen, das, wie Gschwend, S. 10, nicht ohne Befriedigung feststellen kann, «betrieblich weitgehend selbsttragend» ist.

Die runde Viertelmillion Besucher, die alljährlich das Freilichtmuseum aufsucht, ist wohl der beste Beweis für die Aktualität des Unternehmens. Jahr für Jahr eröffnen sich dem Ballenberg-Freund neue Aspekte, und immer mehr wird er auch in die Lage versetzt, Quervergleiche zwischen den einzelnen Hauslandschaften der Schweiz anzustellen, indem er sich bei seinem Besuch in dem (ideal gekammerten) Museumsgelände von einem Kantonal- oder Regionalbereich in den andern begibt.

In 20 flüssig geschriebenen, kurzen Kapiteln, denen ein Geleitwort von a. Direktor David Meili vorangestellt ist, wird der Leser durch das Ausstellungsgelände mit seinen regionaltypischen Gebäudegruppen geführt, veranschaulichend unterstützt von durchwegs vorzüglichen Farbphotographien, welche neben Rudolf Hunziker auch von Peter Fehlmann, Max Gschwend sowie der Museumsleitung zur Verfügung gestellt wurden. Fast wie bei einem Erlebnisbericht wird der Leser nebenher auch informiert über landwirtschaftliche Betriebsmethoden, über alte Kulturpflanzen und frühere Haustiere, über Waldbewirtschaftung, ländliche Ernährung und Heilkräuterkunde. Derartige Text- und Bildhinweise auf die vielfältigen Aktivitäten, welche früher zu einem Landwirtschaftsbetrieb gehörten, haben in der neuen Ballenberg-Publikation umsomehr ihre Berechtigung, als sich die Museumsleitung in den vergangenen Jahren sehr vieles einfallen liess, um die mit der Versetzung zwangsläufig ihrer ursprünglichen Funktion verlustig gegangenen Gebäulichkeiten mit neuem Leben zu erfüllen, sei es, dass sie durch Temporär-Personal traditionelle Arbeiten (wie Spinnen, Weben, Brotbacken usw.) vorführen lässt, sei es, dass sie Vertreter alter, heute teilweise ausgestorbener Berufe (Schindelmacher, Harzer, Köhler, Holzschnitzer usw.) einem interessierten Zuschauerpublikum ihre Handfertigkeiten demonstrieren lässt.

Die mit viel didaktischem Geschick ausgewählten Bilder vermitteln dem Betrachter etwas von jener Grundstimmung, in die er bei einem Ballenberg-Besuch fast zwangsläufig versetzt wird, nämlich die Stimmungslage eines staunenden Kontaktnehmens mit einer heilgebliebenen Welt, die sich uns Stufe um Stufe entfremdet und die wir deshalb, bildlich gesprochen, nur noch in Sonntagskleidern zu betreten wagen.

Max Gschwend hat sein neues Buch weitgehend freigehalten von fachtechnisch-hauskundlichen Exkursen; in dieser Hinsicht bildet es ganz bewusst Gegenstück und willkommene Ergänzung zu dem mit zahlreichen Grund- und Aufrissen der Museumsbauten ausgestatteten Ballenberg-Führer von 1985. *Walter Trachsler*